

(Nachdruck verboten.)

5)

## Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerengeschichte aus unseren Tagen.  
Von Peter Rosegger.

Franz, bleib' daheim!

Die Schirnbäume am Guldeisnerhof warfen ihre Schatten; sie warfen solche über die Felder hinab und sogar eine Strecke jenseits der Bergblöße wieder hinan, denn es war schon am späten Nachmittag. Drei Männer stiegen den Feldweg herauf gegen den Hof. Es waren der Sepp in der Grub, der Kodel und der Jakob vom Reuthofe. Sie waren der Verabredung nach zusammengekommen und heraufgegangen, jetzt wollten sie sehen, ob sie Glück hätten.

Der Hof bestand in zahlreichen Gebäuden, Ställe, Scheunen, Schoppen, Dreschleimen, Fruchtkästen und zwei Wohnhäuser, alles stattlich und in bestem Stande erhalten. Das eine kleinere Haus, welches schier versteckt unter Kirschbäumen stand, war das Ausgehingstübel, welches jetzt keine Zusassen hatte, weil keine Ausnehmer, keine „Alten“ vorhanden waren. Das andere große Haus, welches fast mitten in dem Krauze der Gebäude stand, aber doch so, daß es mit seinen vielen Fenstern frei in die Gegend aussehend konnte, trug an einer seiner Wände weiße Schußscheiben mit weißem Zentrum; der Guldeisner pflegte auf Scheiben zu schießen, wenn im Revier kein Reh war; und die Scheiben mit den Meisterschüssen nagelte er sich selber zu Ehren an die Wand.

Vor diesem Gebäude bleiben die drei Männer stehen, um sich auszuschmausen und hinzuschauen in das weite Land. Von keinem Hause in ganz Altenmoos hatte man eine so weite freie Aussicht, als vom Guldeisnerhof. Ueber die Waldbäume hinweg, die unten den Gesichtskreis engten, konnte von hier aus das Auge auf ferne blauende Berge fliegen, die mit ihren weichen Linien in der Fremde draußen standen. Wenn dort die Sonne aufging, war es ihr erstes, daß sie dem Guldeisner zu den Fenstern hineinleuchtete in sein Bett, oder in die Kaffeeschüssel, wenn solche schon auf dem Tische stand. So gut hatten es die tiefer unten liegenden Häuser nicht: der Reuthof hatte gar keine Kaffeeschüssel, und ihre saure Milchsuppe mußten die Leute dort des Morgens im Schatten essen, während hier schon der goldene Sonnenschein lag.

„Ein schöner Platz ist's, der da heroben,“ sagte der Sepp. „Das Getreide wird halt doch um acht Tage später zeitig, als unten bei uns,“ entgegnete der Kodel.

„Gingegen ist es schwerer im Röndl,“ meinte der Jakob. „'s ist alles fester und körniger, was da heroben wächst. Wär's mein, das Gut, ich wollt's nicht verkaufen.“

Gegenüber dem Hause, am Holzschoppen-Kobel, stand mit versilbertem Halsbände geschmückt, der große schwarze Kettenhund. Er riß nicht an seiner Kette, er leiste und bestie nicht aufgeregt, wie die kleinen Kläffer, die an anderen Häusern hingen, er rasselte nur ein wenig und ließ in gemessenen Zwischenpausen ein würdiges Knurren hören.

Die Männer traten nun in das Haus und ohne viel Umstände in die große Stube. Da war niemand. Sie setzten sich an die Wandbank, und der Sepp und der Kodel stopften ihre Pfeifen an. Der Jakob rauchte nicht, er schaute für sich in der Stube umher und dachte: Schöner, als die meinige, ist sie nicht. Aber größer ist sie. Tische stehen hier zwei, weil einer für die vielen Leute zu klein wäre. An der Stubenecke sind die Heiligenbilder nicht anders, wie bei mir. An der Wand bei den Tischen in Lederhesslein herum steden die Löffel nicht anders, wie bei mir. Nur ihrer viel mehr. Sechszwanzig Löffel, und große! Das braucht was, jeden Tag in so einem Haus! Sechszwanzig Löffel! und was sie erst mit der Gabel essen! Und mit den Fingern! Und was sie trinken! Schlecht, hört man, wird nicht gelebt beim Guldeisner. Er selber versteht's und seinen Leuten gunnt er auch was. Soll unter seinem jungen Gesinde ja viele nahe Verwandte haben, der Guldeisner. — Nu, ist recht.

So waren sie da und dachten ihr Theil und warteten in der geräumigen blüsteren Stube. Alle Fenster waren geschlossen, und daß die Luft in solchem Raume etwas

mürfelt, das bemerkt ein Bauer nicht. Die alte langweilig tickende Wanduhr hinter dem massigen Rachelosen zeigte schon die siebente Abendstunde. Von den gegenüberliegenden Waldbergen leuchtete das Sonnengold noch so hell zurück und zu den Fenstern herein, daß in der Stube eine grünliche Dämmerung war.

Jetzt kam von der Küche herein eine runde Magd mit feingeflochtenen Haarzöpfen, freundlichen Augen und milder Gesichtsfarbe. Sie bedeutete den Männern, wenn sie etwa bei dem Guldeisner was zu schaffen hätten, so sollten sie so gut sein und ein klein wenig warten, dann möchten sie ins Stübel kommen. Er sei just aufgestanden.

Als die Magd hernach wieder zu ihrem prasselnden Herdfeuer hinausgegangen war, schmunzelte der Sepp, und sein Schmunzeln sagte mehr, als sein Wort: „Das ist sie gewesen.“

„Schau einmal zum Fenster hinaus,“ sagte der Kodel und tastete in die Luft hinein, „dort beim Brunnen steht auch Eine!“

„Richtig!“ versetzte der Sepp. „Eine säuberer, wie die andere. Diese schwarzen Augen! Die sind schwärzer wie der Teufel!“

„Und leicht auch gefährlicher!“ meinte der Kodel. „Und im Garten dort steht auch noch was!“ sagte der Sepp.

„Meiner Seel!“ rief der Kodel, „das ist erst die schönste! Salat begießen thut sie. Herrschaft, bei der ihrem Begießen muß es gut wachsen sein!“

„Ihre Kittel tragen da heroben die Weibsbilder nicht allzu lang.“

„Macht aber nichts, haben keine zerrissenen Strümpfe an.“

„Haben halt gar keine an.“

„Der Guldeisner hat's gern so, essen mögen seine Weiberleut', so viel sie wollen, aber mit dem Gewand sollen sie sparsam sein, sagt er.“

„Thut's eh leicht, wenn's schön warm ist.“

So tratschten sie, auch Männer können es, wenn sie Langweile haben. Der Guldeisner war unverheirathet, wußte die fleißigsten und frischesten Diensthöten in seinem Hof zu versammeln, und so ging die Arbeit allzeit munter von statten.

„Das ist halt das Schlimme!“ sagte nun der Jakob mit einem schwermüthigen Athemzug.

„Was meinst, Nachbar,“ fragte der Kodel, „der Sparsamkeit mit dem Gewand wegen?“

„Wenn er Kinder thät' haben, der Guldeisner, rechtmäßige Kinder, er wäre festgenagelt an sein Haus und Grund.“ So der Jakob.

Dann kam die Magd wieder: Jetzt könnten sie schon ins Stübel gehen.

„Im Gottesnamen!“ sagte der Kodel und zwinkerte mit dem einen Auge, das er hatte, „packen wir ihn an.“

Und sie gingen in das Nebenstübel, das voller Sonnenlicht war, weil das große blanke Fenster gegen Sonnenuntergang hin stand. Und wie vornehm eingerichtet! Am Fenster rosenrothe Vorhänge, die an einem Eisenpänglein zum Verschieben waren. An den Wänden, über alten kunstvoll geschnitzten Schränken, Porzellankrüge und Teller, gegenüber der Thür ein Spiegel übergeneigt an der Wand hängend, so daß die Eintretenden darinnen ihre eigenen Füße wie über einen schiefen Fußboden herabsteigen sahen. Ferner an der Wand ein paar vielgabelige Hirschgeweihe, ein Schießgewehr und ein Waidmesser. Auf Bett und Stühlen war die grauenhafteste Unordnung, und der Guldeisner saß in Hemd und Unterhose an dem unbedeckten braunen Tischchen und schlürfte jetzt seinen Morgentasse, wobei er das Gesicht in die Schale steckte, so daß die Eintretenden von seinem Kopfe nichts sahen als den schwarzen wirren Haarwust.

„Geh's nur her, Nachbarn!“ rief er mit schnarrender Stimme noch zuhals in das Kaffeegesäß hinein. Als er dieses endlich pfusernd auf den Tisch gestellt hatte, sah man den Altenmooser Großbauer von Angesicht zu Angesicht. Auf breiten Achseln saß kurz- und dickhalsig ein runder Kopf. Leppiges verfilztes Haar, blaßes kleines Gesicht mit stark vorstehenden Wangen- und Backenknochen, buschige Augenbrauen, große schwarze und unruhige Augen, plumpe Stumpfnase, an der sich die Rüfternflügel weit aufzogen, wenn

er in Erregung kam. Das Einzige, was an dem Manne wohlgepflegt war, mußte wohl der Schnurrbart sein; der war so kohlrabenschwarz, daß man ihn für gefärbt hätte halten können, war so dicht und kurzgeschnitten und mit dem Scheermesser scharf abgegrenzt, daß es aussah, als hätte der Guldeisner zwischen Mund und Nase ein wulstiges Filzlein getlebt. Alles übrige war sorgfältig rasirt, was an der sonst ungefügen und verwahrlosten Gestalt das einzige Anzeichen gab, daß der Mann kein gewöhnlicher Waldbär sei. Er war in der That ein ungewöhnlicher.

„Geht's her, geht's her!“ schnarrte er mit seiner breiten fast schmetternden Stimme; man merkte gleich, der Mann war gewohnt, scharf in die Welt hineinzureden, ohne die Worte viel zu mustern.

„Man kennt sich frei nicht aus,“ bemerkte der Sepp in der Grub, „steht erst auf, Nachbar, oder gehst schon schlafen.“

Er stand freilich erst auf, und ein Guldeisner kann die Tageszeiten umkehren wie er will, darüber hat er niemandem Rechenschaft abzugeben. Er überhörte also die Bemerkung. Sie sollten die Hosen, Leibeln und Pfaiden von den Stühlen werfen und sich selber drauf setzen, war sein Rath, den die drei Männer sofort auch befolgten. Hierauf griff er, ohne sich von seinem Sitze zu heben, mit einer langen Hand ins Wandkastel, nahm einen Thonplücker hervor, schenkte daraus drei Glasstämpchen voll und rief: „Mögt's ein Schnaps?“

„Du kannst Dir's halt anschicken, da heroben,“ sagte nun der Rodel einleitend, nachdem er ein paar Mal mit der Hand in die Luft gefahren war, als wollte er Fliegen fangen, „Du laßt Dir nichts abgehen auf Deinem Berg, und recht hast. Ich thät's auch an Deiner Stell, gunn' Dir's. Du kannst besser leben, als wie etwa so ein Kampelherr, der im Land umfährt, um sein Geld loszukriegen, sich damit wohl Bauernhäuser kaufen laßt, aber nicht das Ansehen und die Altgefessenheit vom Guldeisnerhof!“

„Hei, der Kampelherr!“ schmetterte der Guldeisner lachend hervor.

Der Sepp blies von seiner Pfeife rasch nacheinander Rauch aus. „Die neueste Lug,“ sagte er dann und paßte wieder, „die in Altenmoos umgeht, hast sie schon gehört, Nachbar? Wird Dir Spaß machen.“

„He, Lug? So!“ schnarrte der Großbauer.

„Ja, ja! Sie sagen, der Guldeisner wollt' sein Haus verkaufen, sagen sie.“

„Sagen sie das?“ lachte der Guldeisner laut.

„Es wird nicht wahr sein,“ versetzte nun der Jakob.

„Warum soll's nicht wahr sein?“ schnauzte ihn der Großbauer an. „Morgen laß ich einspannen und fahr' nach Sandeben zum Kampelherrn. Ein Narr müßt einer sein!“

„Nachfahren?“ sagte der Sepp, „nachfahren wollt' ich ihm nicht. Wenn ich Guldeisner wär, schon gar nicht. So viel ich weiß, ist der Guldeisner noch keinem Bauern und keinem Herrn nachgefahren. Wenn der Herr was will, so wird er schon selber kommen.“

„Ein Guldeisner weiß, was sich schickt,“ sagte der Großbauer, erfaßte eines der Gläschen, die er für die Gäste vollgeschenkt hatte und goß dessen Inhalt in seine eigene Gurgel.

Jetzt nahm der Jakob das Wort und sprach: „Nachbar, Du machst Spaß. Deinen Hof verkaufst nicht. — Wenn unsereiner Kleinbauer sein klemmiges Gütel weghaben wollt' — Gott hüt' mich vor dem Gedanken! — es wär' zu begreifen. Aber Du, der in diesem Gebirg seit altersther angestammt besser und freier lebt, als wie ein Graf, den alle gern haben weit um, dem alles nach Wunsch und Willen geht, vor dem sich — ich möcht' sagen — jeder Baum voll Achtung neigt und jeder Stein schier selber aus dem Weg springt — Du Dein Gut verkaufen, auswandern! Nein, Guldeisner, das ist nicht. Das ist nicht.“

„Das ist nicht?“ fragte der Großbauer und trommelte mit den Fingerringeln auf dem Tisch. „Es wird wohl doch schier sein. Ein Bauerngut mag noch so gut stehen, es macht Sorg' und Aerger. Was soll ich mich sorgen und rackern im Gebirg? Ich hab's nicht noth. Ich zieh' mich ins Freisingthal hinaus, hab kein Scherereien mit den Dienstboten und Nachbarsleuten, wo doch alle Augenblicke Einer betteln kommt, der Eine um Holz, der Andere um Kornsamem, der Dritte um Heu oder Stroh, der Vierte um Fuhrwert, der Fünfte um Handwerker, was weiß ich! Und die Plackereien mit dem Steueramt — alle Jahr anders, alle Jahr mehr ohne Ziel und End'. Und fortweg die Kümmerniß: im Frühjahr

um Regen, zur Mahdzeit um schön Wetter, zum Krautfetzen wieder um Raß, nachher um Wind, daß das niedergeweckte Korn wieder aufsteht; und blüht das Korn, soll Windstille sein, ist der Schnitt, soll die Sonne scheinen, ist im Herbst das Winterkorn in Keim, soll gleich Schnee drauf fallen, ist's im Winter zum Holzschleifen, will man Schlittenbahn haben — alleweil ganz und gar abhängig vom wetterwendischen Herrgott! Ein Narr müßt einer sein!“

In der Hitze seiner Rede trank er das zweite Gläschen aus.

„Was Du da sagst, das ist freilich wahr,“ gab der Jakob bei, „vom Herrgott ist der Mensch allemal abhängig.“

„Wenn ich nachher draußen in meinem Schöffel sitze und Koupons abschneide, da kümmerge ich mich den Teufel um Wind und Wetter!“ rief der Guldeisner.

Der Rodel neigte sich ein bißchen vor: „Darf man fragen, wie viel er Dir geben will?“

„Ist kein Geheimniß,“ versetzte der Guldeisner kurz und bestimmt. „Wie es liegt und steht — dreißigtausend Gulden kugelrund.“

Die Bauern schauten sich an.

„Guldeisner,“ sagte hernach der Rodel, „jezt hab' ich keine Schneid mehr, daß ich Dir abrathe. Es ist viel Geld!“

„Ein Narr müßt' einer sein!“

„Es ist verflucht viel Geld!“

Der Jakob legte seine Hand auf den Arm des Guldeisner hinüber und sagte: „Ich rathe doch ab. Nachbar bedenkt's. Wenn Du von Deinem Hochwald einen frischen Lärchbaum versehest hinaus ins Thal, mitsammt der Wurzel versehest, und ihm dort die beste Erden giebst und den fettesten Dung, und Raß und Sonne wie Du willst — der Lärchbaum geht zugrund! Ein Gebirgsbaum laßt sich nicht versezen, wenn er ausgewachsen ist, schon gar nicht. Ein Gebirgsmensch auch nicht.“

„Larifari!“ lachte der Guldeisner. „Vom Schlechten auß Bessere, das hat der Mensch noch allemal extragen. Wenn unsere Buben Soldaten werden und gehunzt von den Obristen, da gefällt's ihnen freilich nicht draußen, das glaub' ich. Der Holzknecht Simon ist auch vierzig Jahre alt geworden zu Altenmoos; jezt ist er Werkverwalter in der Krebsau. Der verdorrt gar nicht dorten wie ein versezter Lärchbaum, der wird dick und fett und verlangt sich nicht mehr zurück ins Altenmoos. Ein Narr müßt' einer sein!“

„Wer sich's besser machen kann,“ sagte der Rodel achselzuckend, „ein jeder thut's. Aber gefährlich ist's. Wohl überlegen, Nachbar, wohl überlegen!“

„Wenn der Guldeisnerhof eine Herrenhube sollt werden, dann möcht's traurig anschauen zu Altenmoos,“ sagte der Jakob nicht ohne Beklommenheit.

Darauf antwortete keiner etwas.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

So oft wie in diesen Tagen sind schwerlich je zuvor die Worte des sterbenden Alttinghausen aus dem „Toll“ zittet worden. Wohin man blicken mochte, vom Memeler „Dampfboot“ bis zu den liberalen Blättchen im Schwarzwald, überall tauchte ein würdiger Alttinghausen auf und predigte mit salbungsvoll beweglicher Stimme: „Seid einig, einig, einig!“

Ein Stück bezwingender Komik liegt in diesem warmgemeinten Aufruf. So viel pomphöse Würde, so viel hochgeschwelltes Pathos und so viel förtliche Illusion. Die Legende spricht von Heerführern und Königen, die auf das Schlachtroß geschnallt wurden, trotzdem sie halb leblos waren und trotzdem man ihre welken Wangen roth färben mußte. So sollten sie noch den Feinden Achtung gebieten und die Ihrigen anfeuern. Ein gleiches fast wagt jezt der aufgezümmte Liberalismus. Aber die Zeiten sind vorüber, da derlei Paradeaufzüge auf eine gläubige Menge wirkten. Man lacht über das Greifenhafte, das sich mit jugendlichem Puh behängt; man lacht über die guten Leutchen, die so thun, als produzierten sie herkulische Künste, während sie mit Hundertpfündern aus Pappe in der Luft herumfuchteln.

Wie grauig schön nimmt es sich aus, wenn der alte, bemooste Liberalismus als das mahnende, nimmermüde Gewissen der Volksseele dargestellt wird. Auch er ist eine Glocke, die für eine Zeit lang versank. Aber sie beginnt wiederum zu klingen, so meinen wenigstens die armen Meergräse, die den Klöppel rühren; immer lauter und lauter wird das Klingen, bis es mächtig zusammenbröht. Jedoch die verflochte Welt von rechts und links vernimmt keinen Sterbenslaut und je emsiger die Glöckner am Werk sind, um so befremdlicher ist ihre müßige Geschäftigkeit, und statt des Respekts, den sie erwarten, wird ihnen Gelächter zum Lohn.

Das ist ein niederdrückendes Bewußtsein für einen Kämpfer, wenn er es erleben muß, daß man ihn keines kraftvollen Hasses

mehr würdigt. Was nützt die jugendlichste Renommée, was das mühsamste Bestreben, den Gegner zum Gegenschlag zu reizen? Da stehen die weisen Weißbärte bei einander und sprechen zu den tapferen Männern, die ihnen geblieben waren: „Seht nur, wie sie sich aufregen über unsere Einigkeit. Schon werden die Sozialdemokraten puterrot in Gesicht vor Zorn. Hoho! die sollen uns lernen! Vor Angst versagt ihnen bereits die Stimme!“ Ein kindliches Vergnügen! Gerne mag man es ihnen gönnen! Sie sind stets mit Illusionen, statt mit wahrer Waffenmacht ins Feld gezogen. So war es vom Anbeginn bis zum Ende. Die Reaktion saß ihnen auf dem Nacken, und umklammerte sie mit ehernen Fäusten. Sie meinten, das wäre eine tugliche Geschichte; das müsse man nicht zu tragisch fassen, das werde rasch vorübergehen. So verschwand ihre Daseinsberechtigung immer mehr und mehr; und heute klammern sie sich an die vage Hoffnung, die „ungezählten Mitsläufer“ der Sozialdemokratie ins allein seligmachende Lager des Liberalismus zurück zu geleiten. Wenn man sich nur entschloße, so tuten die „Fortgeschrittenen“, zur rücksichtslos scharfen Tonart zu greifen. Das führe der Sozialdemokratie die Tausende von „Anhängern“ zu, die noch nicht „Bekannter“ seien. Ja, wenn das Wenn und Aber nicht wär, wär' mancher Bauer ein reicher Herr! Welche sonderbare Logik! Man träumt von Einigkeit, die bis in die Reichen der zartesten Wadenstrümpfer reicht, und empfiehlt zugleich rücksichtslose Opposition. Von trockenen Schleichern erwartet man besuerten Schwung. Von bedächtigen Kalkern ein scharfes Draufgängerthum! Drollige Käuze, die Töne vernehmen, die sonst niemand vernimmt, und Dinge nicht sehen wollen, die alle Welt sieht.

Seit Jahren schon ist das öffentliche Anklägeramt an die Wortführer der Sozialdemokratie übergegangen. Wo Ueberhebung sich vergriff, wo Unrecht geübt ward, wo die Korruption ihre gierigen Schmutzfinger ausstreckt, da flüchtet man in den Schutz der Sozialdemokratie. Was der Liberalismus hier verschert, das bringt ihm keine Ewigkeit zurück. Jeder neue Tag bringt hierfür ein neues Beispiel. Ist das nicht ein merkwürdiges Symptom, daß selbst Staatssekretär Marschall im Parlament das Bekenntniß abgab: wäre er nicht gegen die Nachenschaften der Tausch und Böhlow von der politischen Polizei eingeschritten, so hätten nach einer Weile die Sozialdemokraten das kompromittirende Material in die Hände bekommen. Diese persönliche Annahme eines Ministers ist mindestens sehr charakteristisch. Der Minister ist überzeugt, daß alle Heimlichkeiten über kurz oder lang der Sozialdemokratie offenbar werden. Ein Kompliment, das man sich gefallen lassen kann.

Wie wird nun der dreimal einige Liberalismus über die Einrichtung, die uns die Normann-Schumann und Tausche schuf, weiter denken? Als durch den Prozeß Ledert-Böhlow der grimmige Kampfesmut erregt war, weil die Agenten der politischen Polizei sich in die Geschäfte der bürgerlichen Presse drängten, da scholl es aus tausend Leitartikeln wieder: Fort mit der politischen Polizei! Man jubelte über die Aufklärung des Herrn v. Marschall, das Auswärtige Amt habe schon seit mehreren Jahren sich der politischen Polizei nicht bedient. Im übereifrigen Optimismus glaubte man schon, nun könne es nicht mehr fehlen, nun habe das Sterbestündlein dieser Institution geschlagen. Da erleben dieselben Leute, die vertrauensselig sind, weil sie zu energischer Abwehr zu matt geworden, abermals eine Enttäuschung. Sie bleibt uns erhalten, die politische Polizei. Was sich sonst ändern möge, der Kurs bleibt der alte. Was immer aus der Thätigkeit seiner Agenten vom Schlage der Normann-Schumann und ähnlichen Gelichters bekannt geworden sei, am System wird nicht gerüttelt. Die Stützen der Gesellschaft können nicht ruhig leben ohne das fürsorgliche Warten der politischen Polizei, und die eifrigsten Vorkämpfer dieser Gesellschaft haben sich bei Leibe nicht über den Schmutz empört, der im Prozeß des Böhlowers vorkam; sie haben nur über die Schädigung des Ansehens der politischen Polizei gejammert, und im Reichstag dasselbe Klagegedicht vorgebracht. Sie werden erleichtert aufgetanet haben als es hieß, das System selbst bleibt erhalten. Sie ist unser, die politische Polizei.

Unsere übernervöse Bourgeoise hat in ihren wehen Schmerzen wenigstens einen Trost: Sie hat Leidensgenossen allüberall. Der Zug fürs Große, fürs Wesentliche geht verloren; und tausend Kleinlichkeiten schaffen den nervös Ueberreizten Pein. Es ist manchmal verblüffend, um welche Albernheit die Bourgeoise in Aufregung geräth. Die Chronik der Thorheiten verzeichnet ihr jüngstes Stücklein in Paris. Dem ehrgeizgeplagten und reklamewütigen Schauspieler Ferdinand Bonn fällt es ein, im Verein mit einem schlechten Rusikanten, dem Schriftsteller Rudolf Lothar in Paris ein Winkeltheater zu pachten, um den Pariser deutsche Dramen vorzuführen und die glorreiche Kunst Ferdinand Bonn's hell erstrahlen zu lassen. Man sollte meinen, über derlei Dinge zerbrächen sich leidlich vernünftige Menschen nicht den Kopf. Ja, wenn die Bourgeoise-Empfindlichkeit nicht wäre. Die macht aber aus einem Unternehmen, wie das der Herren Bonn und Lothar, eine Hauptaktion. Statt die beiden eitelgeschäftigen Leute mit einem Lächeln abzufertigen, entbrennt eine große langwierige Erörterung darüber, ob es angebracht sei, daß eine deutsche Schauspielertruppe nach Paris ginge, oder ob das nicht als Provokation aufzufassen sei. Erste Männer gaben in Leitartikeln hierüber ihre Meinung, in literarischen Zeitschriften von Ansehen wird darüber debattirt,

und Herr Chauvin schreit sich heiser. Die Herren Bonn und Lothar werden auf einmal Personen von Bedeutung; freilich weiß Herr Lothar, zudringlich von Natur, von einer Pariser Berühmtheit zur andern zu pendeln und also die Aufregung künstlich zu erhalten. Die Wortführer der deutschen Kolonie in Paris jammern, man möge den bourgeoisen Pöbel von Paris nicht unnütz reizen, und daß alles darum, weil ein Schauspieler das dringende Bedürfnis in sich fühlt, sich zu blamiren.

Es ist herrlich weit gekommen seit einem Vierteljahrhundert, bei Siegern und bei Besiegten. Und dabei stöhnt man hüben wie drüben über das kulturfeindliche Massenaufgebot der Sozialdemokratie.

Alpha.

## Kleines Feuilleton.

g. b. „Künstlerelend.“ Sehr gute Freunde waren sie gewesen und dann waren sie Schriftsteller geworden.

Der eine aus Anlage und Neigung, der andere aus mangelnder Begabung.

Der erste baute trotzig auf eigene Kraft und verkam, ging zu grunde in tausend kleinen Widerwärtigkeiten.

Der zweite fand bald eine Menge gleichbeanlagter Genossen und wurde, als die Reihe an ihn kam, der ehrwürdigen Sitte jenes Kreises gemäß unter schallendem Lusch der Klammertrompeten auf den Schild gehoben.

Nach Jahren — als er schon lange der „berühmte“ Mann war — traf er zufällig seinen alten, lieben Freund. Der Aemste war kaum noch ein Schatten seines früheren Ich's, geistig wie körperlich gebrochen.

Woht eine Stunde unterhielt sich auf offener Straße mit dem Unbekannten der Berühmte. Und dann ging er tief gerührt Heim und schrieb seine herrliche Novelle:

„Künstlerelend.“

— Die Hirsche des Fürsten von Pleß. Eine im Januar vorgenommene Wildzählung ergab auf einen Waldbestand von 11 000 Hektaren: an Hirschen 416 Stück, an Wild 441 Stück, im ganzen also einen Wildbestand von 857 Stück. Unter den Hirschen befanden sich 2 Zwanzig-Ender, 5 Achtzehn-Ender, 15 Sechzehn-Ender, 48 Vierzehn-Ender, 65 Zwölf-Ender, 69 Zehn-Ender, 77 Acht-Ender, 49 Fünf-Ender, 5 Gabler und 81 Spießer. Unter dem Wild befanden sich 207 Alttiere, 81 Schmalthiere und 153 Kälber. Zum Abschluß kamen in den fürstlichen Pleß'schen Forstrevieren im Jahre 1896: an Hirschen 55 Stück, an Wild 74 Stück, im ganzen also 129 Stück. Unter den erlegten Hirschen befinden sich 2 Zwanzig-Ender, 5 Achtzehn-Ender, 3 Sechzehn-Ender, 15 Vierzehn-Ender, 4 Zwölf-Ender, 6 Zehn-Ender, 3 Acht-Ender, 7 Sechse-Ender, 2 Gabler und 8 Spießer. Unter dem Wild waren 9 Alttiere, 29 Schmalthiere und 36 Kälber. — Beim Gabler hat jede Geweihsstange zwei Enden. Das Geweih eines Spießers besteht aus zwei einfachen Stangen ohne Rosen. —

— Ehescheidungs-Fabriken. In Nord-Dakota (Nordamerika) besteht ein Gesetz, wonach Ehescheidungen auch solchen Personen bewilligt werden, die nicht eigentlich Bürger des Staates sind, sondern sich wenigstens 90 Tage in dem Staat aufgehalten haben. Infolge dieses Gesetzes, das die Erlangung der Ehescheidungen begünstigt, hat sich eine fürmliche Ehescheidungs-Industrie entwickelt, die für die dortigen Rechtschmarozher und Gasthofsbesitzer sehr gewinnbringend ist, da aus allen Staaten, in denen die Erlangung von Ehescheidungen erschwert ist, ganze Karawanen ehemüder Personen nach Dakota pilgern. Auch der Staat New-York stellte bisher seinen reichlichen Zuschuß zu diesen Freiheitslandvidaten. Jetzt hat ein Richter des Staates New-York entschieden, daß derartig erlangte Ehescheidungen in New-York nicht anerkannt werden könnten. —

## Theater.

„Mutterrechte,“ heißt ein neues Schauspiel von Amalie Weber, das am Freitag im Berliner Theater zum ersten Male aufgeführt wurde. Das Stück ist Frauenarbeit im schlimmen Wortsinne, verlogene Novellistik aus dem Familienblatt aufs Theater gebracht. Die Handlung spielt in Westpreußen. Da giebt es noch Müllergesellen, die für ihre „Herrschaft“ durchs Feuer gehen; da giebt es „sonnige Frauen“, die wie Feen durchs Leben tänzeln, und ihnen fliegt die Liebe der Menschen nur so zu. Widrig ist dieser Liebesstropf, den Frau Weber uns dickflüssig bot. Dagegen giebt es liebeskarge Weiber, die müssen ewig in der Ecke stehen und auf Erben knien. Solch' Weib ist die Müllermeisterin, die Döre. Deren Schwester, Evchen, „Schön-Evchen“ genannt, hat einst Dören's Gatten für sich gewonnen und als Schön-Evchen zu Falle kam, hatte Döre deren Kind zu sich genommen und für das ihrige ausgegeben. Evchen mußte aber in die Fremde, und Döre's Gatte hatte sich aus Gram im Teiche ertränkt. Nach 16 Jahren kommt Schön-Evchen zurück und sieht ihr natürliches Kind wieder, das die Sonnenmutter geerbt hat und Tanz-Evchen heißt. Im Nu fliegt des Kindes Herz der wahren Mutter entgegen, und die Plegemutter unterliegt in ihren Rechten. Warum ist sie auch keine Sonnenmutter?

Der erste Brei gestiel außerordentlich, und Frau Weber durfte sonnig lächelnd sich vielfach vor dem kongenialen Publikum verbeugen. Die taube Döre spielte Fr. Pospischill, die neckischen Zauberweibchen wurden von Frau Prash-Grevenberg und Fr.

Schroth gegeben. Schade um den Mann, der sich in diese Frauengemeinschaft mengte. Es war Herr Kraußneck, dessen kernige Schauspielernatur wenigstens einen gesunden Ton in dies Zirpen, Piepsen und Greinen brachte. —

**Kunstgewerbe.**

— **Farbenphotographie.** Von zwei Seiten, so wird der „Voss. Ztg.“ geschrieben, wird gemeldet, daß es endlich gelungen sei, den Stein der Weisen der Photographen, die Farbenphotographie zu entdecken. In der Dezember-Nummer des „Optical Lantern Journal“ giebt ein Artikel Auskunft über die von W. Bennett o in New Quay, Cornwall, gemachte Erfindung, die es ermöglicht, mittels einer gewöhnlichen Laterna magica auf ein Tuch farbenreiche photographische Bilder — Landschaften, Seebilder, Fische, Vögel, Laubwerk etc. — zu werfen. Die gegen das Licht gehaltenen Photographien zeigen deutlich schon die natürlichen Farben. Sie wurden nur 1½ Minuten lang dem Licht ausgesetzt, und die im Frühjahr aufgenommenen nur 16 Sekunden. Das Verfahren ist natürlich noch ein Geheimniß, aber da eine Gruppe von Finanzmännern die Erfindung gekauft hat, darf man annehmen, daß es wenigstens kaufmännischen Werth hat. Ueber ein zweites von Villedieu-Chassagne in Paris entdecktes Verfahren giebt Sir Henry Trueman Wood in einer Zuschrift an die „Times“ Auskunft; zwar ist es ihm nicht möglich, über die Zusammensetzung der Salze, mit denen die Gelatinplatte behandelt wird, Mittheilung zu machen, denn das ist ein Geheimniß. Das Positiv, das genau wie eine gewöhnliche Aufnahme aussieht, wird mit drei farbigen Lösungen, blau, grün und roth, gewaschen und nimmt der Reihe nach die passende Farbe an. Das allgemeine Aussehen des Bildes ist das einer bemalten Photographie, aber wenn man es unter einem starken Vergrößerungsglas betrachtet, sieht man, daß die Farben den Nerven in einer Weise folgen, die Handarbeit ausschließt. Herr Chassagne hat im Kings College eine Probe seines Verfahrens gegeben, in Gegenwart des Sir D. L. Wood, des Professors Thomson und weniger eingeladenen Gäste. Trotzdem daß das Licht außerordentlich schlecht war, wurden ein Blumenstrauß, eine bemalte Vase und ein indischer Metalltopf aufgenommen, und Sir Henry bezeugt, daß die erzielten Bilder die Färbung mit völliger Genauigkeit zeigten, drückt sich aber über den wissenschaftlichen Werth des Verfahrens behutsam aus. —

**Astronomisches.**

— **Der abendliche Sternhimmel.** Man schreibt der „Frankf. Ztg.“. Der abendliche Sternhimmel bietet gegenwärtig einen herrlichen Anblick und die seltene Gelegenheit, drei der großen Planeten zu gleicher Zeit zu sehen. Um 8 Uhr abends hat man Venus mit ihrer blendenden Helligkeit gerade im Westen, wo sie bis gegen 10 Uhr zu sehen bleibt. Wendet man gegen Venus den Rücken, so erblickt man ihr gegenüber in etwa derselben Höhe im Osten einen fast ebenso hellen Stern, den Planeten Jupiter, dieser ist eben aufgegangen und bleibt für die ganze Dauer der Nacht sichtbar. Er steht im Sternbild des Löwen und der rechts von ihm befindliche Stern erster Größe ist dessen Hauptstern Regulus. Stellt man sich nun so, daß man Venus zur Rechten und Jupiter zur Linken hat, also gerade nach Süden sieht, so findet man auch wieder in derselben geringen Höhe einen Stern, der nun wieder ein wenig schwächer als Jupiter ist, aber die Sterne seiner Umgebung doch weit übertrifft. Dies ist indeß nicht der dritte der am Himmel sichtbaren Planeten, Mars, sondern der hellste Stern des Fixsternhimmels, Sirius. Um auf Mars selbst zu kommen, erheben wir jetzt den Blick durch das große und reiche Sternbild des Orion, das die Form eines Kreuzes in seinen 5 hellsten Sternen darbietet, nach rechts oben. Dort finden wir nicht weit von einander zwei Sterne, die nicht in der weißen Farbe der anderen Sterne leuchten, sondern roth sind. Der Stern rechts ist der Hauptstern im Sternbild des Stiers, der Aldebaran, der linksstehende aber der Planet Mars. Wer von Abend zu Abend den Sternhimmel betrachtet, wird letzteren als Planeten auch bald daran erkennen, daß er sich nach links in Bewegung befindet. Es sind genügend helle Fixsterne in der Nähe, gegenüber denen sich die Bewegung des Planeten gut verfolgen läßt. —

**Bergbau.**

— Das älteste Bergwerk der Welt befindet sich nach den Forschungen des französischen Gelehrten de Morgan in Asien, und zwar auf der Halbinsel Sinai. Nach den Angaben des genannten Forschers befinden sich im Sinai-Gebirge Kupferbergwerke, die noch vor 8000 Jahren in Betrieb gewesen sind, nachdem sie etwa 4 Jahrtausende lang ausgebeutet worden waren. Ihre Abteufung fällt ungefähr in das sechste Jahrtausend vor Christi Geburt, weshalb diese Kupferminen mit recht als das älteste Bergwerk der Welt anzusehen sind. Nach den von de Morgan mitgebrachten Erproben konnte festgestellt werden, daß die Hüttenvorgänge behufs Metallgewinnung zu jener Zeit den heutigen ganz gleiche waren, und daß ferner der Kupfergehalt der Sinai-Erze sehr gering war. —

**Technisches.**

— Eine aërostatische Bergbahn haben die Grazer Ingenieure Bradebusch und Voldebauer erfunden und konstruirt. Dieses Bergbahnsystem besteht in einem Ballon captif, der sich auf

einer Schiene hinauf- und herunterbewegt. Die Passagiere sitzen in einer Gondel, durch die ein Seil geht, das mit der Laufvorrichtung in Verbindung gebracht ist. Die Gondel hat in der Mitte eine große runde Oeffnung, sodas, wenn der Ballon seitwärts zu stehen kommt, immer noch die Gondel senkrecht unter dem Ballon hängt. Die Führung der Laufvorrichtung, an die der Ballon gefesselt ist, ist derart konstruirt, daß sie sich niemals von der Schienenleitung trennen kann. An dieser Laufvorrichtung befindet sich eine Doppelbremse, welche bei Berg- und Thalfahrt genau funktioniert und den Ballon überall auf eine geringe Entfernung zum Stehen bringen kann. Um ein größeres Hin- und Herschwanken zu verhindern, bekommt der Ballon einen starken Auftrieb. Die Kraft der Luftströmungen wird bis auf ein Zehntel reduziert dadurch, daß erstens der Ballon rund ist und zweitens sich um seine eigene Achse drehen kann, weil der Wind strichweise weht, also nicht überall den gleichen Druck ausübt. Hierzu kommt noch die Auf- und Abbewegung durch die Spannung und die Pendelbewegung. Auf der Laufvorrichtung befindet sich ein Wasserbehälter, der während der Fahrt durch den Aeronauten geöffnet werden kann, falls der Ballon mehr Auftrieb gebrauchen sollte, was auch notwendig ist, da die oberen Luftschichten immer dünner werden. Der Ballon selbst ist nicht vollständig mit Gas gefüllt, da abnorme Witterungs-Verhältnisse eintreten können; außerdem besitzt der Ballon ein Sicherheitsventil, das bei stärkerem Drucke sich von selbst öffnet und das Gas entweichen läßt. Ferner befindet sich vor den Augen des Aeronauten ein Manometer, das den ständigen Gasdruck anzeigt, was ersteren in die Lage versetzt, im Nothfalle ein separates Ventil zu öffnen. Neben dem Manometer befindet sich noch ein Kraftmesser, der die Kraft des Auftriebes genau anzeigt. Die eisernen Traversen, auf denen die Laufvorrichtung fährt, sind solid im Felsen verankert oder je nach den Terränverhältnissen durch fundige Fachleute befestigt. Die Thalfahrt wird durch die Beschwerung des Wasserbehälters bewirkt. —

**Humoristisches.**

— **Panzererschiff und Hebamme,** wie reimt sich das zusammen? Nun, in Dänemark ist unlängst eine der „Klugen Frauen“ durch ein Panzererschiff herangeholt worden. Auf dem Inselchen Bogö im Kleinen Belt bedurfte eine Frau dringend einer solchen Helferin. Der Weg nach der nächsten Stadt, Assens auf Fühnen, woher „Madame“ kommen sollte, war aber durch Eis versperrt. Was thun in dieser Verlegenheit? Man telegraphirte an das Marineministerium in Kopenhagen, und dieses willigte ein, daß das in der nahen jütischen Stadt Kolding liegende Panzererschiff nach Assens begeben, um der unentbehrlichen Frau den Weg durch das Eis nach Bogö zu bahnen. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Schön gesagt. In der Budgetkommission sprach neulich ein Redner, den wir aber lieber nicht nennen wollen davon, daß auch „bundesrathseitig mit staatsrechtlich ungewohntem Wasser gekocht“ werde. —

— Die Forstbeamten im Riesengebirge sind mit norwegischen Schneeschuhen, Stk's, ausgerüstet worden. Manche Wild- und Holzdiebe verstehen aber auch schon, mit diesen Dingen zu laufen. —

— Ein Postbeutel mit 40 000 Mark ist in Sigmaringen abhanden gekommen. —

— Fromme Wirthe. Die 32 Wirthschaftsbesitzer in der Fichtelgebirgs-Pfarr Marienweiher haben dem dortigen Pfarrer thatsächlich die Zusage gegeben, an Sonnabenden oder Vorabenden von lirdlichen Festtagen keine Bälle, Konzerte, Kränzchen, Christbaumverloosungen u. s. w. mehr abhalten zu lassen. — Marienweiher ist Wallfahrtsort, der Pfarrer vermag die Wallfahrergroschen zu dirigiren. Daher die Frömmigkeit der Wirthe. —

— Hat Muth. Fräulein Dr. med. Zürcher, die bereits in Bern und in Dresden praktizirt hat, siedelt nach Abessinien über. —

— Belgrad (Serbien). Der Hajduk Erlicsch, der wegen zahlreicher räuberischer und politischer Morde angeklagt war, ist zugleich mit fünf Sendarmen entflohen. —

— Die südafrikanischen Diamantengruben haben im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte Edelsteine im Werthe von 379 Millionen Dollars ergeben. Davon sollen sich zur Zeit noch in Händen der Minenbesitzer und Juwelenhändler Steine im Werthe von 80 Millionen befinden, sodas für rund 300 Millionen Dollars „untes Volk“ gekommen sind. —

— Von den Chinesen. Den hohen chinesischen Beamten — Zivil sowohl wie Militär — sollen 30 Prozent vom Gehalt als Weisksteuer zur Abtragung der Kriegsschulden abgezogen werden. — Werden nicht so leicht mehr zum Kriege rathen. —

— Hungersnoth in Indien. In den Zentralprovinzen essen eine Menge Leute das rohe oder nur theilweise gekochte Fleisch der Thiere, die europäische Sportleute erlegt haben. Wie ein Bericht sagt, kämpfen die Leute wie Raubvögel um die Leichen dieser Thiere. —